

»Es braucht gopfertori mal ein Zeichen!«

Hans Weiss ist der Doyen des Schweizer Landschaftsschutzes. MATTHIAS DAUM hat ihn auf dem Pfannenstiel getroffen und gefragt, was es braucht, damit die Schweiz nicht weiter zersiedelt wird. Ein Spaziergang-Interview

Bahnhof Meilen an einem späten Montagvormittag im Januar. Hans Weiss steigt aus der S7. Er hat das rechte Zürichseeufer als Ort für unser Gespräch vorgeschlagen. »Das kennen Sie ja auch«, schrieb er in seiner Mail. Weiss ist in Küsnacht aufgewachsen, ich ein paar Dörfer seeraufwärts. »Wir könnten ob Meilen zum Pfannenstiel gehen«, hieß es in der Mail weiter, »und zeigen, dass die Raumplanung oberhalb der Hangkanten gegen den See funktioniert hat.« Weil wir beide kein Auto besitzen, suchen wir nun den Mobility-Parkplatz und unseren Mietwagen. Weiss setzt sich auf den Beifahrersitz und faltet zwei Landkarten auseinander.

Hans Weiss: Ich bin etwas altmodisch.
DIE ZEIT: Wieso?
Weiss: Ich war gerade ein paar Tage bei meinem Sohn in Hamburg. Als ich ihn nach einem Stadtplan fragte, schaute er mich belustigt an: »Dafür gibt es eine App!« Ich will aber gopfridstutz eine richtige Karte, auf der ich mich orientieren kann.

Wir fahren los, bergaufwärts zum Pfannenstiel. Anschlappen mag sich der 78-Jährige nicht.

ZEIT: Herr Weiss, wie kam es, dass Sie zu einem der wichtigsten Landschaftsschützer der Schweiz wurden?

Weiss: Eigentlich hatte ich Geologie studiert: Ich suchte das Abenteuer, wollte reisen. Tatsächlich konnte ich bald auf eine mehrwöchige Expedition nach Grönland. Aber als ich nach Hause kam, war da ein Brief: Mein Vater war gestorben, abgestürzt im Osnersonetal. Das hat mich aus der Bahn geworfen. Ein Freund meines Vaters rief mir: »Am besten gehen Sie an die ETH. Dort lernen Sie einen richtigen Beruf.« So wurde ich Kulturingenieur.

Der Vater von Hans war Richard Weiss, Professor für Volkskunde an der Uni Zürich. Erst kürzlich hat sein Sohn dessen Buch »Häuser und Landschaften der Schweiz« neu aufgelegt. Die »NZZ« schrieb dazu: »Das Standardwerk ist nicht nur eine ersthabte Heimatkunde, sondern auch ein zeitloser Kompass für den Umgang mit dem Wandel.« Ebendieser Wandel beschäftigt den Sohn Weiss bis heute.

Weiss: Sehen Sie dort oben?
ZEIT: Die alten, krummen Bäume?
Weiss: Die hätte man früher umgatan. Wir lernten

im Studium, wie man die Landschaft ausräumt, dass man jedes noch so kleine Bächlein eindoln soll. Man nannte das Flurbereinigung.

ZEIT: Alles begrudigen ...
Weiss: ... genau. Für jeden Baum, den ein Bauer aussärrt, erhielt er eine Prämie. Ich wusste schon damals, das werde ich nicht ein Leben lang machen. Noch bevor ich mein Diplom hatte, war im Amtsblatt des Kantons Graubünden eine Stelle ausgeschrieben: die Leitung eines neu geschaffenen Amtes für Landschafts- und Naturschutz.

ZEIT: Wieso haben die Bündner einen Zürcher für diesen Job gewählt?
Weiss: Weil die meinten, diesen Jungen können wir noch formen. Am Anfang haben sie das auch probiert und mich damit beauftragt, die Grasamen für die Begrünung der Böschungen an der neuen Ofenpasstrasse auszusuchen. Ich machte zwar mit, wollte aber nicht nur ein Kosmetiker sein. Im Regierungsrat saß damals Leon Schlumpf, der spätere Bundesrat und Vater von Eveline Widmer-Schlumpf. Ihm sagte ich: Bevor wir die Landschaft schützen können, brauchen wir ein Raumplanungsgesetz, damit klar ist, wo wir bauen und wo nicht.

ZEIT: Wieso haben Sie ...
Weiss: ... haben Sie gesehen?
ZEIT: Nein.
Weiss: Ein riesiger Mäusebussard auf einem wunderschönen alten Obstbaum!
ZEIT: Wieso haben Sie sich für Raumplanung interessiert?

Weiss: Das kommt aus meiner Kindheit und Jugend. Ich erinnere mich an eine Bergtour bei Soglio. Da stand weitab vom Dorf ein Kran. Ich fragte, was dort gebaut werde, eine Kläranlage oder ein Kraftwerk? Nein, da baute ein Chemiker aus Basel, der viel Stutz hatte, seine private Villa. Und machte damit die Landschaft kaputt! So etwas tut mir noch heute weh.

Wir sind in Wetzwil, einem idyllischen Weiler oberhalb von Meilen, angekommen: eine Kirche, eine Schule, verstreut am Hang ein paar Bauernhöfe und einzelne Wohnhäuser. Die Sonne drückt durch die Wolkenfetzen, das andere Seesfer ist nur zu erahnen. Wir spazieren los.

Weiss: Raumplanung ist eigentlich Aufgabe der Kantone, tatsächlich aber bestimmen die Gemeinden und Investoren, wo sie bauen wollen. Das hat dazu geführt, dass die Raumplanung, wie sie im

Gesetz vorgeschrieben ist, über Jahrzehnte in vielen Kantonen und Gemeinden einfach nicht umgesetzt wurde.

ZEIT: Also nützen all die nationalen und kantonalen Gesetze gar nichts?
Weiss: Doch, doch! Ohne das nationale Raumplanungsgesetz, das 1980 in Kraft trat, sähe die Schweiz ganz anders aus.
ZEIT: Wie denn?
Weiss: Sehr viel schlimmer.

Als Hans Weiss beim Kanton Graubünden arbeitet, erhält er 1970 ein Angebot: Er soll erster Geschäftsführer der Stiftung Landschaftsschutz Schweiz werden. Gegründet von Pro Natura, dem Schweizer Heimatschutz, der Schweizerischen Vereinigung für Landesplanung, dem Schweizer Alpen-Club und dem Schweizer Tourismus-Verband, will die Stiftung schützenswerte Landschaften bewahren. Mit einigem Erfolg: Am Hinterstein brachte sie die Autobahn 13 in einen Tunnel, damit die Auenlandschaft nicht zerstört wird, und hier in Meilen mischte Hans Weiss mit, als es darum ging, ein Großprojekt der Alusuisse zu bodigen. Sein prominenter Mitkämpfer damals: ein Neuzuzüger namens Christoph Blocher.

Weiss: Die treibende Kraft hinter der Stiftung Landschaftsschutz war Rudolf Stüdeli, der Direktor der Schweizerischen Vereinigung für Landesplanung, ein Freisinniger. Er wusste, dass die Raumplanung keine Chance bei Kantonen und Gemeinden hat, wenn sie zu grün, zu links wird. Also versuchte er andere Bürgerliche von seinen Anliegen zu überzeugen.

ZEIT: Wie machte Stüdeli das?
Weiss: Teilweise recht unzimperlich. Wie damals üblich. Als es um den Schutz der Greina-Ebene ging, schrieb der damalige Stiftungspräsident Rudolf Schatz dem Verwaltungsratspräsidenten der Nordostschweizerischen Kraftwerke (NOK) einen bösen Brief. Die beiden waren zusammen ins Gymnasium gegangen, hatten zusammen Handball gespielt. Stüdeli drohte ihm unverhohlen: Wenn ihr auf der Greina baut, dann werden wir Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um euer Image zu ruinieren.

ZEIT: Hat das etwas genützt?
Weiss: Schließlich wurde die Greina nicht überflutet. Aber wenn Schatz wüsste, wie sich seine FDP heute um die Umwelt schert, er würde sich dreimal im Grab umdrehen. Dreimal!

Hans Weiss ist auf dem Feldweg stehen geblieben, zeigt auf die Geländekante, wo der Hang zum See hin abfällt: Links, wo das Land zu Meilen gehört, ist der Blick frei, rechts ist er verbaut, dort gilt der Zonenplan der Nachbargemeinde Herrliberg.

Weiss: In Herrliberg haben sie es einfach »tschädere lah«, in Meilen nicht. Und wenn bis in die 1990er-Jahre die kantonalen Planungen für eine mehrspurige Höhenstrasse an der Goldküste nicht erbittert bekämpft worden wären, würde heute hier am Pfannenstielhang der Verkehr durchrauschen.

ZEIT: Also haben die Raumplaner und Landschaftsschützer doch einiges erreicht?

Weiss: Die reiche Schweiz könnte noch viel mehr machen. Das Geld, das wir für Umwelt- und Landschaftsschutz ausgeben, ist in unseren staatlichen Budgets kaum aufzufahren. Aber wenn Sie ins benachbarte Ausland schauen, wo man sich rund um die großen Städte lange kaum Gedanken zur Raumplanung machte, dann sieht die Schweiz recht aufgeräumt aus.
ZEIT: Ist das die Altersmilde, die aus Ihnen spricht?

Weiss: Nein, ich nehme die Schweiz nicht in Schutz. Wir haben eigentlich ein gutes Raumplanungsgesetz. Es hapert bei der Umsetzung! Da haben die politischen Behörden versagt. Seit dem dringlichen Bundesbeschluss von 1973 müssten die Siedlungen zusammengefasst und der Boden sparsam benutzt werden. Wohn- und Arbeitszonen wären so aufeinander abzustimmen, dass sie mit dem öffentlichen Verkehr gut erschlossen sind. Diese Prinzipien hat man noch und noch mit Füßen getreten! Der erste Beauftragte des Bundesrats für Raumplanung, Martin Rotach, ein Freisinniger, ging nach ein paar Jahren entervnt: Das sei ein »Chaschperli-Theater!«

Wir spazieren weiter. Auf der Kuppe vor uns steht eine imposante Linde: »Die habe ich vor 50 Jahren mal fotografiert«, erinnert sich Hans Weiss. »Sehen Sie den Kran dahinter? Typisch.«

ZEIT: Herr Weiss, Geld ist ein wichtiger Faktor in der Raumplanung, die Boden- und Immobilien-

wirtschaft ist ein Milliardengeschäft. Nun haben Sie uns hier an die Goldküste geführt, an eine der reichsten Regionen des Landes, und ausgerechnet hier ist es gelungen, eine Autostrasse zu verhindern und eine klare Siedlungsgrenze zum Naherholungsgebiet zu ziehen. Wie kommt das?

Weiss: Mit dem Stutz ist es so: Es braucht einen gewissen Wohlstand, damit Raumplanung funktioniert. Hier an der Goldküste haben viele Leute eingesehen, dass der Pfannenstiel ihr Naherholungsgebiet schlechthin ist. Die gehen hier gerne mit dem Hund spazieren oder joggen oder reiten. Es braucht aber auch ein paar Alteingesessene, die hier aufgewachsen sind und skeptisch gegenüber einem blinden Fortschrittsglauben sind.

ZEIT: Die schlimmste Kombination wäre demnach ein reicher Ort, in dem die Neuzuzüger dominieren. Wie zum Beispiel in Wollerau oder Freienbach am anderen Seesfer?

Weiss: Immer wenn sehr viel Geld in sehr kurzer Zeit in eine Region fließt, wird es gefährlich. Ich war als Kind immer wieder mit meinen Eltern im Wallis in den Ferien. Dort kam der Tourismus sozusagen über Nacht. Dort fielen alte ökonomische und gesellschaftliche Strukturen zusammen, die seit vielen Generationen existierten. So entstanden die riesigen Monsterchalet-Überbauungen. Ganz anders zum Beispiel in Davos und im Prättigau. Da gibt es noch immer ganz schöne Seitentäler, in denen die Landschaft gut erhalten ist. Die Bauern konnten sich an den Tourismus gewöhnen.

Wir kehren um und gehen zurück zum Auto. Bevor wir einsteigen, faltet Hans Weiss nochmals eine seiner Landkarten auseinander.

Weiss: Sehen Sie hier die freie Ebene? Dort wollte die Gemeinde Herrliberg vor wenigen Jahren eine Industriezone errichten. Das sind Globbi! Die haben alle ihre Landreserven aufgebraucht, das Ufer und die Abhänge von reichen Steuerzahlern mit deren Villen zu verflastern lassen. Nun wollen sie zusätzliches Land einzonnen, das nicht im kantonalen Richtplan eingetragen ist. Damit scheiterten sie aber im Kantonrat.

ZEIT: Erfolgreiche Raumplanung braucht also nicht nur ein gutes Gesetz und engagierte Ge-



Es bleibt nicht viel Zeit

Die Alpen verstädtern und zersiedeln.
Der Kulturgeograf Werner Bätzing warnt in seinem neuen Buch:
Hier verschwindet ein ganzer Kulturraum **VON FLORIAN GASSER**

Gur möglich, dass man in Lauenen im Berner Oberland noch nie von der Ötscher-Region in Niederösterreich gehört hat – und umgekehrt. Doch für den großen Alpenforscher Werner Bätzing sind die Orte zwei Beispiele dafür, dass die beiden tief greifenden Entwicklungen noch nicht den ganzen Alpenraum erreicht, umgekrempelt und zerstört haben: die Verstädterung und die Entvölkerung.

Der deutsche Geograf hat seine gesamte wissenschaftliche Karriere der imposantesten europäischen Gebirgskette gewidmet. Er erforscht sie – und er liebt sie. In seinem neuen Buch stellt Bätzing eine düstere Prognose: Die Alpen als Kulturraum drohen zu verschwinden.

Seit Jahren beobachtet Bätzing, was in unseren Bergen passiert, und bereist die Regionen, um sie nach ihrer wirtschaftlichen und demografischen Entwicklung zu untersuchen. Da ist zum einen die Entsiedlungsregion im Valle Strada di Demonte im Südpiemont. An ihrem Beispiel zeigt er, wie sich Regionen entvölkern, die Jungen abwandern, weil ihnen die Perspektive fehlt, und die Alten nach und nach sterben. Übrig bleiben Ruinen, und die Landschaft verbuschet.

Als Gegenpol dient ihm das österreichische Gasteiner Tal in den Hohen Tauern. Dort brummt der Massentourismus. Für Bätzing sind solche Orte überschlössen. So wie viele Tallagen, die unter der Last des Tourismus verstädtern, zersiedeln und am Ende aussehen wie alle anderen auch. Sie verlieren damit, kritisiert der Wissenschaftler, ihre unverwechselbare Identität und werden zu Vororten von außer-alpinen Metropolen wie München, Zürich oder Genf.

Als drittes Beispiel dient ihm die Ötscher-Region in Niederösterreich. Hier findet er ein Gebiet, das seinen Vorstellungen entspricht: keine Stadtfucht, keine große Zunahme an Einwohnern. Orte, die sich beiden Entwicklungen verschließen. Ein Ausnahmefall sei das.

Einer, der ihm auch in der Schweiz, im Berner Oberland begegnet wie etwa in den Gemeinden Lauenen und Gsteig.

Was braucht es, damit es in den Bergen mehr Lauenen und weniger Gasteiner Täler gibt? Bätzing fordert eine Revolution. Er will die Alpen zu »dezentralen Lebens- und Wirtschaftsräumen« aufwerten – und meint damit keine Abschottung, sondern eine gesunde Distanz zu den großen Metropolen. Erst diese mache es den Berglern möglich, sich eigenständig weiterzuentwickeln.

Seit Jahrzehnten kämpft Bätzing dagegen an, dass mit »Wirtschaft« in den Alpen nur der Tourismus gemeint ist. Der Fremdenverkehr sei keine Schlüsselbranche der Alpen. Knapp eine Million Gästebetten gebe es im gesamten Alpenraum, rechnet er vor, jährlich eine halbe Milliarde Nächtigungen und mehr als 60 Millionen Tagesbesucher. Trotz dieser gigantischen Zahlen stelle der Wirtschaftszweig aber nur 15 bis 18 Prozent der Arbeitsplätze. Und wirklich stark sei der Tourismus lediglich in wenigen Regionen, in Bayern, Westösterreich oder Südtirol, in Graubünden, Hoch-Savoyen und einigen Tälern, etwa im Wallis oder im Berner Oberland. Alle anderen Gegenden würden nur vereinzelte Tourismuszentren besitzen.

Ein besonderer Dorn im Auge sind dem Alpen-Aktivisten die großen, verstädterten Strukturen in den Bergen. Sie würden sich »ökonomisch, kulturell und ökologisch zerstörerisch« auswirken, schreibt er. Kleine Tourismusstrukturen hingegen, die würden gut in die dezentrale Struktur der Alpen passen.

Es wäre einfach, Werner Bätzing als Romantiker abzustempeln, der einer alpinen Idylle nachtrauert, die sich überlebt hat. Erwa dann, wenn er Bergbahnen mit Millionenumsätzen zurecht, die sich wieder auf kleine Strukturen setzen, oder wenn er über Traditionen und Identitäten spricht, an die sich nicht einmal mehr die Großelterngeneration erinnern. Bätzing ist mehr als ein unverbesserlicher

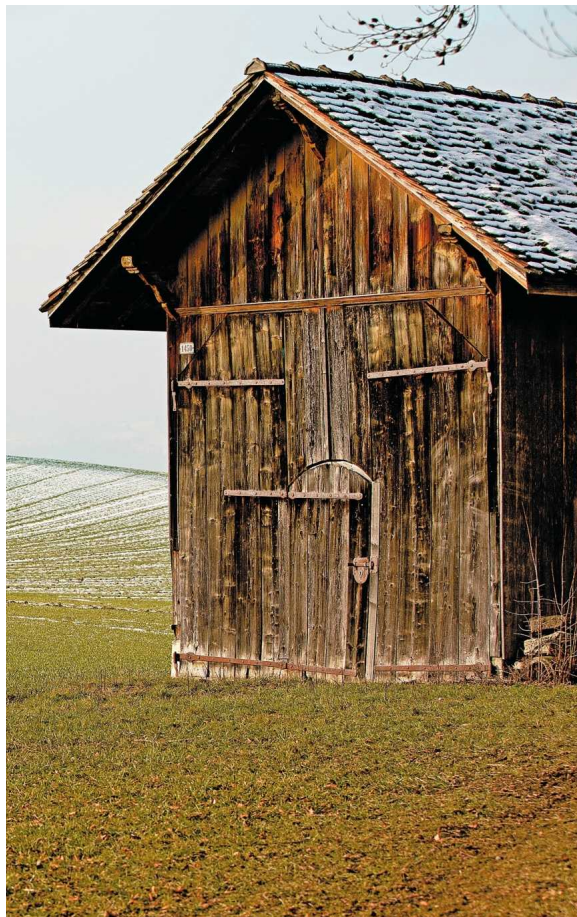
Idealist, seine wissenschaftliche Expertise steht außer Frage.

Aufgewachsen in einem Dorf in Nordhessen in den repressiven 1950er-Jahren, war für Bätzing das Jahr 1968 die große Befreiung. Er studierte Theologie, wurde Buchhändler in Berlin und fuhr im Sommer zum Wandern in die Alpen. Die Berge ließen ihn nicht mehr los. In den italienischen Alpen seien die verschiedenen Stränge seines Lebens zusammengelassen, sagte er vor einigen Jahren in einem Interview mit der ZEIT: »Die Bewegung, die Mensch-Umwelt-Beziehungen, die Grundsatzzfragen von Heidegger, Marx, Marcuse, die soziale Frage, ich war aktiver Gewerkschafter. Unten konnte man die Industriestadt Turin sehen, und oben, in Sichtweite, wandern die Menschen ab.«

Bätzing wollte sich die Alpen zum Beruf machen und studierte noch einmal, diesmal Geografie, und wurde Professor an der Universität Erlangen-Nürnberg.

Auch wenn Format und Bebilderung von *Die Alpen – Das Verschwinden einer Kulturlandschaft* auf einen weiteren Bildband über schöne Berge hindeuten – es ist viel mehr als das. Die Fotos entsprechen weder einer Hochglanzästhetik, noch sind die meisten künstlerisch sonderlich anspruchsvoll gemacht. Sie zeigen unverblümt die Alpen, wie Werner Bätzing sie beschreibt: nüchtern, im Clinch zwischen Mensch und Natur, eingezwängt in technische Modernisierung. In den Luftaufnahmen wird die Zersiedelung in Tälern rund um größere Alpenstädte wie Innsbruck, Bozen oder Lugano gezeigt. Alte Siedlungsräume wie Soglio im Bergell und völlig verwaiste Orte werden ebenso dargestellt wie touristische Attraktionen, die sich an großstädtischen Freizeitparks orientieren – und völlig deplatziert erscheinen.

Werner Bätzing: Die Alpen – Das Verschwinden einer Kulturlandschaft. wbg Theiss, Darmstadt 2018; 216 S., 40,70 Fr.



Landschaftsschützer vor Sichtschutzhecke: Hans Weiss, 78, in Meilen (links). Die freigehaltene Hochebene von Wetzwil am Pfannenstiel

meindebehörden, sondern auch einen Kanton, der seinen Gemeinden auf die Finger schaut und keine Ausnahmen durchlässt?

Weiss: Und es braucht eine starke Verwaltung. Dann ist es auch egal, in welcher Partei der zuständige Regierungsrat ist. Im Fall von Herrliberg war es ein SVPlar, der die Gemeinde zurückgepfiffen hat.

Wir steigen wieder ins Auto und fahren auf der Höhe weiter in Richtung Toggwil. »In dieser Beiz«, sagt Hans Weiss unterwegs und zeigt aus dem Fenster, »hier kehrte Max Frisch auf seinen Spaziergängen ein.« Hier habe er auch Albin Zollinger getroffen, drei Wochen vor dessen Tod. In sein Tagebuch schrieb Frisch: »Nie werde ich über den Pfannenstiel wandern, ohne dass ich länger oder kürzer an den Dichter denke, den ich von allen zeitgenössischen Landsleuten am meisten liebe, nämlich an Albin Zollinger, der diese Landschaft ein für allemal dargestellt hat.« Nachzulesen in »Pfannenstiel. Die Geschichte eines Bildbauers«.

ZEIT: Sie haben vorhin betont, wie wichtig ein starker Staat für die Raumplanung ist ...

Weiss: ... das ist politisch immer heikel. Zumal ich nicht beweisen kann, dass die Schweiz heute besser aussehen würde, wenn sie in den 1950er-Jahren eine zentrale, durchsetzungs-kraftige Raumplanungsbehörde geschaffen hätte. So wie sich das Max Frisch in seinem Manifest »Achtung, die Schweiz« erträumte.

ZEIT: Max Frisch war mit diesem Traum nicht allein.

Weiss: Es war aber halt auch nicht mehr als ein schönes Träumli.

ZEIT: Ist das wirklich ein schöner Traum oder doch nicht eher ein Albtraum?

Weiss: Ich bin gespalten. In zentralistisch regierten Ländern ist es immer von der Einstellung des zuständigen Ministers oder des Präsidenten abhängig, was mit der Landschaft passiert. Für die Schweiz hätte das in den 1960er und 1970er geradesogut die totale Industrialisierung des ehemaligen Bauernlandes bedeuten können.

ZEIT: Also lieber nicht.

Weiss: Es gibt auch ein Gegenbeispiel: Der Staatsrat des Kantons Neuenburg hat 1965 per Dekret beschlossen, alle Seeufer, Rebberge und Kreten des Juras zu schützen. Das Parlament

und das Volk hatten dazu nichts zu sagen. Mächtige Grundeigentümer haben dagegen Beschwerde eingelegt. Darauf fällte das Bundesgericht einen historischen Entscheid: Wenn der Kanton eine gesetzliche Grundlage für seinen Entscheid hat und das öffentliche Interesse für den Schutz das private Interesse an einer eigenen Villa am Seeufer überwiegt, dann darf die Behörde derart rigoros durchgreifen.

ZEIT: Wäre das auch in anderen Kantonen möglich gewesen?

Weiss: Vermutlich nicht per Dekret. Aber auch Zürich und die meisten anderen Kantone hätten wertvolle Landschaften viel besser vor dem »Entschädigungsterror« schützen können. Aber die hatten den Kack in der Hose.

Wir halten ein letztes Mal: Buechholz. Ein Aussichtspunkt am Waldrand. Hans Weiss blickt auf den silbern schimmernden Zürichsee, im Dunst sind die Inseln Ufenau und Lützelau schemenhaft zu erkennen. Die Glarner Alpen liegen in Wolken.

ZEIT: Am 10. Februar stimmen wir über die Zersiedlungsinitiative der Jungen Grünen ab. Sie will die Bauzonen auf dem heutigen Stand einfrieren. Was halten Sie davon?

Weiss: Ich stimme jetzt einfach mal mit Ja.

ZEIT: Wieso?

Weiss: Aus fachlicher Sicht ist diese Initiative nicht zweckmäßig, sie kommt zur falschen Zeit. Das neue Raumplanungsgesetz, das erst seit 2014 in Kraft ist, zeigt gute Resultate. Und nun kommt etwas Neues, das Verwirrung stiftet.

ZEIT: Die Initiative ist kontraproduktiv, sie riskiert leichtfertig das Erreichte.

Weiss: Das ist nicht ausgeschlossen, weil das Raumplanungsgesetz erneut angepasst werden müsste. Dabei kann es beim aktuellen rechtsbürgerlichen Parlament passieren, dass unzählige Ausnahmen und Sonderbewilligungen reingeschrieben werden.

ZEIT: Wieso sagen Sie trotzdem Ja?

Weiss: Es braucht gopfertori mal ein Zeichen! Eine rote Linie, die nicht mehr überschritten wird. Wir können nicht immer mehr Boden überbauen. Nun müssen die Leute halt zusammenrücken.

Das Gespräch führte
Matthias Daum

ANZEIGE

Wischen Sie doch mal mit dem Finger über diese Fläche!

Wir sehen noch nicht schwarz. #kohlfrei

Die Klimakrise bringt unseren Planeten ans Limit. Die Erde verdorrt, Meere versauern und viele Tier- und Pflanzenarten drohen für immer auszusterben. Mit den »Stimmen zur Klimakrise« haben wir einen Raum geschaffen für Künstlerinnen und Künstler zu diesem überlebenswichtigen Thema. Dieser vorerst letzte Beitrag ist vom WWF selbst.

Alle künstlerischen Beiträge der Reihe und Möglichkeiten sich zu engagieren finden Sie auf wwf.de/Stimmen-zur-Klimakrise

STIMMEN
ZUR KLIMAKRISE

